



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Kaiser Karl V.**

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

**Brandi, Karl**

**München, 1942**

Reichstag zu Speyer 1526. Ferdinand in Böhmen und Ungarn

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

In den Augusttagen des Jahres 1526, da Karl noch in Granada weilte, seine Heere in der Lombardei auf einen Angriff der Liga gefaßt sein mußten, Lannoy sich rüstete nach Neapel zurückzukehren, gelangte in Deutschland der Reichstag von Speyer zum Abschluß, den Ferdinand gefürchtet und schließlich durch ein Kompromiß beendet hatte, das eine neue Parole enthielt. Am 25. Juni mit einer kaiserlichen Proposition eröffnet, zeigte er eigentlich schon ein neues Deutschland. Man hat früher über sein Ergebnis gestritten; es war formell in der That nur ein Kompromiß; die Kräfte aber, die in ihm zum Stehen kamen, waren schon vor dem Reichstag deutlich erkennbar und zum Teil in sich geprägt. Aus der Sickingischen Fehde und dem Bauernkrieg war das Fürstentum gewaltig gestärkt hervorgegangen; es war sich in Gruppen seiner Macht bewußt geworden, und seine Bündnispolitik, seit Jahrhunderten erprobt und mißbraucht, ging einer neuen Periode der Blüte entgegen. Denn es gab jetzt größere und erregendere Fragen, als die freilich immer neu aufschießenden Erbstreitigkeiten und Grenzspäne. Man sah sich durch den burgundisch-spanischen Kaiser mit einem Male in einer geöffneten Welt und durch die Lutherfrage nicht nur innerlich, sondern auch politisch aufgerufen. Man hatte schon zu viel von den Gravamina gegen den römischen Stuhl geredet; nun erkannte man in diesem heiligen Stuhl auch eine sehr eindeutig politische Größe, die sogar mit dem Kaiser im Streit liegen konnte, was verwirrend und befreiend zugleich wirkte. Zur Beschäftigung mit den Kirchenfragen aber sahen sich Fürsten und Städte ebensosehr durch die Abwehr von Aufruhr, Schwärmerie und Unbotmäßigkeit getrieben, wie umgekehrt durch die Fürsorge für das reine Evangelium gegen römische Mißbräuche innerer und äußerer Art. So bildeten sich Fürstenbündnisse sehr verschiedener Richtung. Jene mittel-deutschen Fürsten, der Kurfürst von Mainz, Herzog Georg von Sachsen und Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, die sich im Juli 1525 zu Dessau getroffen hatten und später den Braunschweiger zum Kaiser sandten, waren gut kaiserlich und altkirchlich gesinnt; Kursachsen und Hessen dagegen, die ihren Bund in Gotha begründet und im Februar 1526 zu Torgau abgeschlossen hatten, standen in der Opposition; während die Vereinigung der Bundesgenossen gegen Sickingen, also Pfalz, Trier und Hessen den Kern einer neutralen Gruppe bildeten, zu der auch Bayern gezogen werden konnte, falls man Fürstenpolitik gegen das Kaiserhaus treiben wollte; Bayern sollte bald Gelegenheit haben, sich in einer derartigen Gegnerschaft zu fühlen.

Die Auffassung des Kaisers, der im übrigen dieses Reich weder in Anspruch nahm noch regierte, lautete sehr einfach auf Durchführung des Wormser Ediktes, Bekämpfung aller Ketzerei und allen Aufruhrs, im besten Falle Aufschub der Durchführung bis zu einem Konzil. Den meisten deutschen Ständen erschien eine so bequeme Formulierung den großen Fragen des Tages nicht mehr zu entsprechen. Das brachte der Speyerische Reichstag aufs neue zur Erscheinung. Mit dem Kaiser teilte man das Verlangen nach einem allgemeinen Konzil. Sollte es nicht sobald dazu kommen, was nach den Weltläufen anzunehmen, so begehrten sie aufs neue eine Nationalversammlung. Bis dahin aber sollte sich ein jeder Stand in Ansehung des Ediktes so verhalten, „wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät verantworten könne“. Ursprünglich hatte der Ausschuß vorgeschlagen: „gegen Gott zuvorab“; das „zuvorab“ hatte man gestrichen und so das göttliche und menschliche Recht völlig gleichgeordnet. Das war ganz unmißverständlich. Die einen fühlten sich an das historische alte Recht gebunden, die anderen griffen innerlich revolutionär nach einem noch ungeschriebenen, aber in tiefster Seele geahnten neuen Recht. Daß es möglich war, diese Antithese in den Reichstagsabschied vom 27. August zu bringen, enthüllt das unausgesprochene Gleichgewicht der Parteien.

Ferdinand hatte zum Abschluß gedrängt wegen der überaus beängstigenden Nachrichten aus Ungarn. Von den Ständen war auf sein Betreiben wirklich eine bescheidene Türkenhilfe zur Verfügung gestellt worden. Man hätte nun denken sollen, daß Ferdinand alsbald zur Aufstellung von Truppen, wenn nicht zum Eingreifen in Ungarn, so doch zum Grenzschutz nach Österreich geeilt wäre. Statt dessen finden wir ihn zunächst in Innsbruck, und selbst nach Empfang der Nachricht von der Katastrophe von Mohacz (29. August) ängstlicher bemüht um das Aufgebot zur Unterstützung der kaiserlichen Politik in Mailand, als um die Nöte an der Donau. Offenbar betrachtete er Mailand in einer ererbten universalen Neigung noch als seine eigene Sache. Man darf das nicht vergessen, wenn man später seine auch durch große Enttäuschungen nicht erschütterte Treue zu dem kaiserlichen Bruder würdigen will.

Indessen, der Zusammenbruch der ungarischen Macht bei Mohacz war eines der überraschendsten und zugleich folgenschwersten Ereignisse des Jahrhunderts. Niemand war ernstlich darauf vorbereitet. Selbst die Schlacht, wenn man sie so nennen darf, war leichtsinnig improvisiert, unter widerwilliger Teilnahme des jungen Königs, ohne Führung, ohne Plan, ein unüberlegter Ansturm unzulänglicher Haufen gegen die türkische Übermacht des Sultans Suleiman. Der König kam um auf der Flucht. Mit seinem kinderlosen Tode

aber war das ganz ungefestigte, seit den Tagen der Hunyadi ungepflegte Reich unbeerbt. Erledigt waren auch die Länder Böhmen, Mähren, Schlessen und die Lausitz — ein ungeheures, ungeordnetes, gar nicht einheitlich zu denkendes Machtgefüge, dynastisch an Polen angelehnt, vertraglich an Österreich.

So liefen die Dinge zunächst völlig auseinander. Das, was sich Maximilian bei den Erbverträgen in seiner leichten Art so einfach gedacht hatte, das Zusammenhalten dieser Lande mit Österreich, erwies sich unter diesen Umständen als eine unendlich schwierige Aufgabe. Aber sie wurde von der sicheren Tradition der nachgerade in den Händeln dieser Welt sehr erfahrenen österreichischen Staatskunst und dem zähen Herrschervillen Ferdinands gelöst.

Zunächst kam es auf die Böhmen an, deren drei Stände, Herren, Ritter und Städte, mit größter Leidenschaft auf ihre freie Wahl pochten und noch während der Verhandlungen Kisten von Urkunden und Akten kommen ließen. Der Oberstburggraf hatte die Stände beschrieben. An Kandidaten fehlte es nicht; auch der König von Frankreich ließ sich melden. Ernsthafter waren die Werbungen der Herzöge Wilhelm und Ludwig von Bayern, die sich nur gegenseitig im Lichte standen. Am aussichtsreichsten Erzherzog Ferdinand von Österreich — freilich ja nicht nach Erbrecht oder den Verträgen! Aber seine Botschafter Siegmund von Pollheim, Hans von Starhemberg und Niklas Rabenhaupt, denen sich die ersten Würdenträger von Österreich und Steiermark, Georg von Buchheim und Siegmund von Dietrichstein anschlossen, boten die in solchen Fällen nötige Mischung kühner Versprechungen und geschickter Anpassung. Durch einen Wahlausschuß der drei Stände wurde am 22. Oktober Ferdinand vorgeschlagen, am 23. in der Wenzelskapelle auf dem Hradschin einstimmig gewählt. Das bedeutete einen ungeheuren Erfolg seines Hauses, doppelt merkwürdig angesichts der Nöte, in denen er sich stets befand, und der Klagen, die über sein Regiment verbreitet wurden. Wirkte unbewußt nicht doch das Erbrecht seiner Frau, der Erzherzogin Anna? Wirkte nicht, wie in den Tagen Sigismunds, unbewußt auch die Idee von der Zusammenfassung aller Macht des Ostens, von der mittleren Oder bis an die Donau zur Verteidigung der Christenheit gegen den Islam? Am 24. Februar 1527 konnte Ferdinand in Prag gekrönt werden. Dem Hause Wittelsbach aber blieb der Stachel dieser Niederlage.

Viel weniger einfach vollzog sich die Nachfolge in Ungarn. Die blutjunge Witwe Marie erwies sich, von ihrem schweren Schicksal ungebeugt, alsbald äußerst rührig im Dienste ihres Bruders Ferdinand. War sie bis dahin, auch in den Augen der Ungarn und Böhmen, schon ihrem Manne sichtlich überlegen

gewesen, so zeigte sie jetzt vollends die politischen Instinkte ihrer Familie, die sie später im Dienste Karls V in den Niederlanden aufs neue glänzend bewähren sollte. Aber der erste Magnat des Landes, Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, der mit seinem Aufgebot nicht mit in das Unglück von Mohacz hineingezogen war, da man ihn gar nicht abgewartet hatte, erfuhr nun mit seiner ungebrochenen Macht in den nationalen Kreisen stürmische Zustimmung zu seiner Wahl und konnte schon am 10. November in Stuhlweissenburg gekrönt werden. Das Land schien für die Habsburger verloren. Ferdinand befand sich in der doppelten Verlegenheit, daß er sich vor der vollendeten Tatsache sah und zugleich das Wahlrecht des Adels als das Entscheidende ablehnen mußte. Dieses anzuerkennen, hieß alles aus der Hand geben. So stützte er sich auf Erb- recht und Verträge und bezeichnete den vor ihm gewählten Johann Zapolya als Usurpator. Gleichwohl lehnte er eine Wahl nicht ganz ab, sondern ließ sich durch einen, wenn auch kleinen Kreis unter Vorsitz Marias am 17. Dezember in Preßburg erheben. Seine Aussichten blieben gering, obwohl die Türken nach ihrem überraschenden Erfolg ebenso unerwartet das Land wieder geräumt hatten. Aber in Johann Zapolya war nicht nur der Gegner Ferdinands im Lande, sondern auch der natürliche Bundesgenosse aller Gegner der Habsburger in Deutschland, Italien und Frankreich auf den Plan getreten. Vermittlungsversuche, wie sie der Kaiser dringend anriet, etwa von seiten des Königs von Polen, blieben stecken. Erst im nächsten Jahre sollte Ferdinand in Ungarn durch kühnen Vorstoß mehr Boden gewinnen.

#### Anklage des Papstes. Sacco di Roma 1527

Für das Haus Habsburg bedeutete die gewaltige Machterweiterung nach dem Osten sichtlich zugleich eine neue schwere Belastung. Der Oberstburggraf von Böhmen brachte sie auf eine fast weltgeschichtliche Formel, wenn er dem Hofkanzler Grafen Harrach schrieb: „Lieber Herr, Ihr seid noch nit über den Zaun; laßt uns oder unsere Nachkomben davon reden, welches besser gewesen wäre. Hungarn wird die anderen Lande aufzeren, und es ist besser, den Hungarn zu einem Nachbarn, er sei wie er sei, als den Türken zu einem Feind zu haben.“ Für Ferdinand aber bedeutete der Kampf um Ungarn zugleich eine Ablenkung aus dem Reich, das ihm ohnehin nicht viel bot; erst recht aus der französisch-italienischen Politik des Kaisers. Immerhin, in der Übergangszeit hatte er sich erstaun-